

Kjersti Rorgemoen

übersetzt
von Sabine Gisin

HOFFENUNG UND FEST



verlag die brotsuppe

Kjersti Rorgemoen
Hoffnung und Fest

verlag die brotsuppe



Kjersti Rorgemoen

Hoffnung und Fest

aus dem Norwegischen
von Sabine Gisin

verlag die brotsuppe



INHALT

Das Haus	7
Arbeit	15
Über Freundschaft I	20
Über Freundschaft II	23
Der Schrei vor dem Amtsgericht	29
Fruchtfliegen	36
Die Stadt	40
Der Revisor	51
Das Gesichtsporträt	56
Über Verwandtschaft	61
Der lebende Tote	68
Der Verfassungstag	74
Das große Ganze	80
Die Wolfzonenkommission	85
Die Ätherwinde	91
Die Veränderung	96
Singapur	106
Die Gewissheit	110



DAS HAUS

Ich wohne schon ewig lange in einem winddurchzogenen Zimmer. Ich verstehe nicht, wieso mich nicht längst jemand rausgeworfen hat, es ist ein Wohngebäude für Studierende. Und Studentin bin ich seit Jahren nicht mehr. Manchmal werde ich gefragt: *Wohnst du nicht schon sehr lange dort?* Dann habe ich immer Lust zu antworten: *Hast du diese Visage nicht schon sehr lange?* Das Haus ist alt, aber nicht besonders ehrwürdig. Manchmal weht mich in den Gängen der Atem der Geschichte an, aber nicht so wie ein nobler Wind durch mächtige Eichenkronen rauscht, es ist mehr wie das Röcheln eines lungenkranken Alten. Eine Plakette, die draußen an der Mauer hängt, behauptet, die Straße, in der dieses Haus liegt, sei die älteste des Landes und zudem der ehemalige Straßenstrich. Ich stelle mir vor, wie es zur Hansezeit in

dem Haus vor energischen Prostituierten nur so wimmelte. Jetzt sind wir hier bloß ein paar junge Erwachsene, die einander möglichst aus dem Weg gehen, die meisten ohne erkennbare Richtung im Leben. Das Wohngebäude ist sehr ringhörig, und das Rumoren der anderen erinnert mich an mein Alleinsein. Eines Abends, als ich reglos und in grottenschwarzer Stimmung unter der Bettdecke lag, steckte ich mir Ohrstöpsel in die Ohren, um die Geräusche des Hauses auszusperrn: Gelächter, eine Wäscheschleuder in der Ferne, Möbelrücken. Während sich die Stöpsel im Gehörgang ausweiteten, begann ich mein Inneres zu hören: Die Herzschläge, das Knirschen im Nacken, den Atem in der Nase, das Klacksen der oberen Zahnreihe gegen die untere, das Schlucken. Auch dort drinnen war es verdammt laut. Ich versuchte, an nichts zu denken, wie ich das zur Schlafenszeit oft und erfolglos tue. Die Gedanken wanderten weit zurück zu der Zeit vor meinem Umzug in diese Stadt. Ich bin in einer Jägerfamilie aufgewachsen, und nachdem man das Wild erlegt und auf den Hof geschleppt hatte, stand ich für gewöhnlich mit großen Augen daneben und schaute dem Schlachten zu. Die emsigen Jäger häuteten, schnitten und zerteilten, während ich dastand und glotzte. Ich sah blutdunkle Gänge

und Räume, das lila Fleisch unter den Häuten, den Knorpel an den Beinknochen, ich sah, womit ein Körper gefüllt ist. Doch die Einsichten, die ich beim Schlachten gewonnen habe, helfen mir nicht, wenn das Haus und ich selbst voller Unruhe sind. Ich bin eine dieser jungen Erwachsenen, die sich in angespannten Situationen, Familientreffen etwa, schnell dafür entschuldigen, noch in einem kläglichen Wohnheim zu hausen, einem Studentenwohnsgang, dem man lange schon hätte entfliegen sollen; kümmerliche Zimmer mit versteckten oder vergessenen Überbleibseln aus den Leben anderer, mit zurückgelassenem Abfall, über den man auf dem Weg durch Flur und Keller klettern muss, wenn man gegen den eigenen Abfall etwas unternehmen möchte. *Ich sollte an der Situation etwas ändern* ... summt meine Seele elegisch, wenn ich im Waschraumdunkel an der Sammlung havariierter Computer vorbeistakse. *Nicht auszuhalten!*, schreit mein Inneres, wenn beim Zähneputzen am Morgen eine Lache unbekannten Ursprungs meine Socken durchnässt. Dabei harre ich in Wahrheit nur aus, ich bleibe und bleibe und sehe unzählige Personen mit Umzugskartons durch dieses Haus ziehen. Manche lerne ich kennen und mag sie sogar, von anderen kann ich nur die Geräusche hören und sie im Versteckten hassen.

Eine Zeit lang schweißte uns auf dieser Etage die Angst vor einer drogenabhängigen Frau im Stockwerk über uns zusammen. Eigentlich sahen wir sie ja bloß umherschleichen. Stets auf dem Weg in das Haus hinein oder hinaus, die personifizierte Rastlosigkeit. Kam man im Treppenhaus oder auf der Straße an ihr vorbei, sah man das abgewandte, knitttrige und runzlige Gesicht, die Bomberjacke, die Jeans und die Militärstiefel, die davon zeugten, dass sie irgendwann in den Neunzigern einen unguten Weg eingeschlagen hatte. Immer allein und einen großen Rucksack geschultert, als sei sie allzeit bereit für eine längere Wanderung. Manchmal sah ich, wie sie draußen auf der Straße innehielt, in eindeutiger Verwunderung darüber, wie alles aussah, als wäre die Straße mit ihren moosbewachsenen Mauern und windbrausenden Pappeln etwas vollkommen Neues, sie befand sich wohl in einer merkwürdigen Phase eines Rauschs. Eine zum Zerreißen gespannte Ewigkeitsmaschine. Ich weiß nicht, wann genau sie umgezogen ist, mir schwante bloß, dass das Gemeinschaftsgefühl auf meiner Etage nachgelassen hatte.

Manchmal habe ich Besuch, dann spüre ich es ganz deutlich. Was die Studentenbude und der Umstand, dass ich so lange dortgeblieben bin, für einen Eindruck machen. Aber die Freunde,

die vorbeikommen und sich aufdrängen, gehören glücklicherweise zu der Sorte, die durch semi-verzweifelte Ausflüchte anderer gestärkt werden. Jede selbstironische Bemerkung über fehlende Möbel oder merkwürdige Gerüche scheinen sie als Anerkennung zu verstehen, ja, es wirkt, als brächte sie ein Besuch bei mir in Bombenstimmung. Damit nicht genug, die dreckige Fassade hat eine derart befreiende Wirkung, dass sie sich um Kopf und Kragen reden können, wenn sie vorbeikommen. Eines Morgens stand ich in der Küche und studierte einen Stellungskrieg zweier Katzen, als ein Freund von mir die Straße hinaufkam. Er sah mich sofort am Fenster stehen, woraufhin er sich winkend und gestikulierend selbst einlud. Oddbjørn, so heißt er, strotzt vor starker und enthusiastischer Begeisterung, und den Brennstoff für sein inneres Feuer scheint er in einem Interesse und einem Flair für alles Heruntergewirtschaftete zu finden. Nachdem er oft und erfolglos versucht hatte, als Schauspieler den Durchbruch zu schaffen, lebt er jetzt davon, im Internet und in Zeitungen das Gesellschaftsbild zu kommentieren. Er ist einer der Repräsentanten der Neuen Ernsthaftigkeit, wobei das kein allzu großes Hindernis für unsere alte Freundschaft darstellt. Erleichtert über seinen unangemelde-

ten und zudringlichen Besuch, der mir jegliche Möglichkeit nahm, die Fassade zu verschönern, hüpfte ich die Treppenstufen hinunter, um ihn einzulassen. Das Haus war, wie es war, Oddbjørn hatte keinen Grund, etwas anderes zu erwarten. Er stolzierte so freimütig wie ansprechend hinein. Wir setzten uns auf zwei wacklige Hocker in der Gemeinschaftsküche, und zwischen den abgeblätterten Tapeten begann er von einem Beitrag zu erzählen, an dem er arbeitete, eine Spekulation über die Initiativlosigkeit unter uns jungen Erwachsenen und die Frage, ob das ein klassenspezifisches Problem sei. Als ich sah, wie ernsthaft er sich vorkam, schluckte ich schnell mein Lachen hinunter. Ich begegne oft Leuten, die viel Geld zu verdienen scheinen und es auf dem großen Leiterspiel namens Immobilienmarkt weit gebracht haben, die aber ohne mit der Wimper zu zucken ihre Putzfrau und den Gärtner schwarz bezahlen, ja, ich gebe zu, die Unterschiede können ins Auge springen, aber ich versuche, das nicht persönlich zu nehmen, ich habe Klassenunterschiede im norwegischen Kontext immer als Wunschtraum des kritischen Sozialisten aufgefasst. Abgesehen davon war ich etwas gekränkt. Ich fühl mich nicht angesprochen, dachte ich, aber mir war schon klar, dass er solche wie mich meinte, denn selbst ist er

äußerst geschäftig, besonders, seit er auf Twitter die Pointe als Format entdeckt hat. Er stimmte ein Klagelied auf mehrere unserer gemeinsamen Freunde an (mich erwähnte er nicht – aber anstarren tat er ja mich), die wie Bilderbuchbeispiele triebloser Äste eines Stammbaums in dieser Stadt herumgammelten, den Lebenslauf gefüllt mit allerlei Nutzlosem, und sich an ihre, so sagte er, irrelevanten Jobs klammerten wie an Rettungsringe.

Er formulierte seine Klage so, als hätten unsere gescheiterten Freunde (und ich) einen Anspruch darauf, die Studienjahre zurückzufordern, und als wollte er die Behauptung, wenn man seine Interessen nur lange genug pflegte, würde daraus schon ein Beruf werden, unbedingt widerlegen. Ob ich jemals eine Studienberatung in Anspruch genommen hatte, wusste ich nicht, und ohne dass mir ganz klar war, was ich damit meinte, antwortete ich pseudophilosophisch, letztendlich sei das Leben doch bloß ein einziges schwarzes Loch im Lebenslauf und er solle etwas mehr auf die Macht des Beispiels vertrauen. Diese Phrase hatte ich bei Nelson Mandelas Begräbnis aufgeschnappt, das ich tags zuvor heimlich auf der Arbeit gestreamt hatte. Ich holte eine halbe Flasche Portwein und

machte Käsebröte, was die Stimmung gleich hob. Wir aßen und tranken und zogen liebevoll über alle unsere antriebslosen Freunde her. Oddbjørn hatte berechnet, wie viele Abstammungslinien wahrscheinlich mit unseren Bekannten enden würden, so gebeutelt wie die meisten von ihnen sind von Zweifel und Depression. Wir blieben sitzen und lachten und merkten nicht, wie laut uns der Portwein gemacht hatte, bis auf einmal eine meiner blutleersten Mitbewohnerinnen durch die Küche kam, und zwar aus ihrem Zimmer, wo sie, wie ich wusste, über Bewerbungen brütete. An der Art, wie sie kaum hörbar grüßte, merkte ich, dass es an der Zeit war aufzubrechen, aus dem Haus zu kommen, oder jedenfalls Oddbjørn rauszuschicken und selbst zu bleiben, in meinem Zimmer zu bleiben bis in den Abend, bis in die Nacht, während der ich dort liegen und schlafen würde, um am nächsten Morgen aufzustehen und aufzubrechen zur Arbeit.